

## Geleitwort

Als junger Mensch stellt man neugierig Fragen an seine Umwelt. Man möchte vieles wissen, was in der Schule und im Getriebe des Familienalltags nicht ausreichend vermittelt wird. Man will erfahren, wie man früher gelebt hat, denn wir leben in einer Zeit großer Veränderungen und Umwälzungen. Wie war das meist kärgliche Dasein im Vorgestern, der gesellschaftliche und wirtschaftliche Aufstieg von gestern bis hinauf zu dem erreichten Gipfel von heute? Und wie wird es morgen sein?

Als Schüler hatte ich mit großem Interesse die ‚Jugenderinnerungen eines alten Mannes‘ von Wilhelm von Kügelgen gelesen, eines seinerzeit bekannten Dresdner Malers, der anregend das Leben im Deutschland der Zeit nach Napoleon beschrieb. Es ist ein Zeitbild vor allem des damaligen Bürgertums.

Das vorliegende Buch verfolgt weiter greifende Ziele. Es ist keine Autobiographie. Die Beschreibung des eigenen Lebensweges kann immer nur subjektiv ausfallen. Der Autor ähnelt dann, wie Arthur Golden es bildhaft erfasste, dem Hasen, der erzählen soll, wie er aussieht, wenn er durch eine Wiese hoppelt. Sich selbst erfasst sein Blick ja nicht, wohl aber die Wiese, seine Umwelt. Ich folge diesem Gedankengang. Das Buch ist kein Roman, bringt aber die Schilderung einer Fülle unterschiedlicher Aspekte. Der eigene Lebensweg dient nur als roter Faden. Ich möchte aufzeigen, wie man früher gelebt hat und wie sich das Dasein der Vorfahren gestaltete. Ich schildere daher die eigenen Jugendjahre im Ostdeutschland der Nachkriegszeit, verbunden mit Rückblenden in die Vergangenheit meiner Familie. Der Darstellung des Lebens in der noch jungen DDR stehen dann die Erfahrungen im Westberlin zur Mitte der fünfziger Jahre gegenüber. Eingeflochten sind Erwägungen und Probleme der Berufswahl.

Studium und Berufstätigkeit fielen in eine faszinierende Zeit des stetigen wirtschaftlichen Aufstiegs der Gesellschaft. Sie verän-

derte sich und mit ihr die Universität. Im Beruf gab es vielfältige Erfahrungen aus zahlreichen Reisen und Projekten weltweit. Fachbezogene Details bleiben am Rand und sind klein gedruckt. Man kann sie überlesen. Mehr interessieren die Rahmenbedingungen vor allem der Forschung an einer Hochschule der letzten Jahrzehnte bis hin zu mehr angewandter Tätigkeit im Bemühen, den Aufbau in noch unterentwickelten Ländern zu unterstützen. Der Beruf brachte es auch mit sich, dass man zu neueren Entwicklungen der modernen Biologie Stellung beziehen musste.

Diese Schilderungen orientieren sich noch weitgehend an persönlichen Erfahrungen. Sie sollen weniger als eigene Erlebnisse, sondern als Mosaiksteine zu einem Bild unserer Zeit verstanden werden. Für den Autor spricht daher ein alter ego: Er heißt Erwin. Im weiteren Verlauf löst sich der Text ohnehin immer mehr vom eigenen Erleben.

Das Buch möchte einerseits zeigen, dass unsere Generation hier das Glück hatte, über mehrere Jahrzehnte geradezu in einem Paradiesgarten zu leben. Die materiell fassbaren Inhalte des Daseins wurden immer schöner, größer und besser. Um das zu unterstreichen, wird in einem gesonderten Rückblick noch einmal gezeigt, wie beschwerlich das Dasein ganz früher war. Man soll auch nachvollziehen, wie – im wahrsten Sinn des Wortes – unendlich dreckig es Milliarden Menschen in den meisten Ländern der Erde heute noch geht.

Wir haben ein in der Menschheitsgeschichte sehr seltenes Glück gehabt. Trotzdem erleben wir unsere Zeit heute als eine Periode der Krisen und oft überzogener Befindlichkeiten. Am Horizont sind dunkle Wolken aufgezogen. Uns droht eine nachhaltige Veränderung des Klimas und vielfältiger ökologischer Gleichgewichte. Eine Hauptursache dafür ist die immer krassere Übervölkerung der Erde und ein progressiver Verbrauch ihrer Ressourcen. Die heute bessere materielle Basis der Gesellschaft zieht

weltweit einen demographischen Wandel nach sich, der zu gravierenden Verschiebungen im Gefüge der Populationen führt.

Die wirtschaftlichen Erfolge haben zu Änderungen im Verhalten der Menschen geführt. Wir sprechen von einer Spaßgesellschaft. Eine neue Kultur ist entstanden, eine hohe Erwartungshaltung des Einzelnen für eigenes Glück und persönliche Sicherheit, aber verbunden mit weniger Bereitschaft zu Verantwortung und mit weniger Verständnis und Engagement für die Gemeinschaft. Überkommene Muster menschlicher Beziehungen haben sich geändert, vor allem geprägt durch eine neues Rollenverständnis von Frau und Mann. Überkommene Standesgrenzen haben sich verschoben. Soziale Gleichgültigkeit macht sich breit, verbunden mit einer fordernden Haltung gegenüber Staat und Gesellschaft für die eigenen Belange. Den Ansprüchen entspricht oft nicht mehr die eigene Leistung. Die Anerkennung gerechtfertigter Autorität ist gering geworden.

Dabei wird das Umfeld immer vielschichtiger. Der Einzelne versteht die immer komplizierteren Zusammenhänge in den Netzwerken und Regelkreisen von Wirtschaft und Politik immer weniger. Angst geht um: Die stetig wachsende Arbeitsproduktivität vernichtet Arbeitsplätze. Für die Schaffung neuer bedarf es laufender Innovation und der Weckung neuer Konsumbedürfnisse in einer an sich materiell meist gesättigten Gesellschaft. Im Wettbewerb spaltet sich die Gesellschaft in Reich und Arm, Jung und Alt, in zugewanderte und angestammte Bevölkerung. Ein unterschiedlicher Gottglaube und schwer miteinander vereinbare religiöse Traditionen verschärfen diese Situation.

Hier fragt man sich, in welchem Ausmaß menschliches Verhalten von unserem genetischen Programm bestimmt wird. Ein wenig Antwort ermöglicht wohl die vergleichende Verhaltensforschung an Mensch und Menschenaffen. Können wir so unvermeidliche genetische Fesseln erkennen?

Zukunftsperspektiven sind schwer zu erfassen. Viele sehen ganz schwarz und erwarten schon mittelfristig einen Kollaps von Umwelt und Wirtschaft mit gravierenden Folgen für unsere Gesellschaft. Die künftige Entwicklung wird natürlich von vielen Einzelprozessen bestimmt, deren Zusammenwirken in Modellrechnungen nur mit einer gewissen Näherung erfasst werden kann. Mit ihnen kann man nur Trends ermitteln. Man hat es mit einem erweiterten Update der mehr als dreißig Jahre zurückliegenden Berechnungen des ‚Club of Rome‘ versucht. Die meisten Szenarien daraus stimmen pessimistisch. Es gibt aber Ansätze für einen verheißungsvollen Ausweg. Sie werden im vorletzten Kapitel besprochen.

Das Buch ist unseren Enkeln gewidmet. Für ihre Lebensplanung ist das Wissen um die angedeuteten Zusammenhänge wichtig.

H.F.

# 1. Das Nachkriegsjahr im Erzgebirge

(aus dem Tagebuch des Zwölfjährigen:)

*Liebstadt, 4. Februar 1946*

*Nun sind wir schon zehn Monate seit unserer ‚Flucht‘ in diesem Tal. Mutti hatte heute Vormittag große Wäsche, im Waschhaus mit dem großen Kessel hinten im Hof. Dafür haben Vati und ich gestern Holz gesammelt und gehackt. Heute Nachmittag muss ich die Wäsche im Garten aufhängen.*

*Wir haben immer nur Hunger. Und dazu immer die Probleme mit Vati. Dabei hat er seine Lebensmittelkarte ganz für sich allein. Mutti und wir Kinder haben unsere Karten gemeinsam. Die Erwachsenen haben ja mehr Lebensmittel von ihrer Arbeiterkarte, und so hat Vati mehr zu essen als jeder von uns drei. Trotzdem kämpft er immer um mehr. Mutti ist schon ganz zermürbt davon. Eben erst fing er wieder an, er hätte noch ein Pfund Brot bei uns gut, obwohl das gar nicht stimmt. Wir wissen doch selber nicht mehr, wie vor Hunger in den Schlaf zu kommen.*

*Wenn auch Vati fünfmal in der Woche Schichtdienst in der Nacht in seiner Fabrik machen muss: Muttis Lehrerberuf ist bestimmt anstrengender. Und was sie noch alles außerdem machen muss.*

*Gerd und ich müssen heute Nachmittag wieder über die Dörfer laufen, um Lebensmittel zu fechten. Meist klopfen wir vergeblich ans Hoftor. Aber Kindern geben sie noch am ehesten etwas. Das ist nie viel. Manchmal kommen wir nur mit einem halben Liter Milch nach Hause. Die meisten Bauern sind aber unfreundlich. Wenn man nicht von hier ist oder Beziehungen hat – Vitamin B nennt man das - dann guckt man eben in die Röhre. Für so ein bisschen zu essen muss man viel zu viel laufen, und die Schuhe*

*gehen auch kaputt, und neue gibt es auch nicht. Dafür hätten wir auch kein Geld.*

*Die übliche Antwort der Bauern – wenn sie überhaupt etwas sagen – ist, die Ernte wäre letztes Jahr so schlecht gewesen. Das muss richtig sein, denn alle sagen das. Im Sommer hat es viel und mächtig geregnet. Die Roggenpflanzen lagen ganz platt auf dem Boden, und aus den Ähren wuchsen schon neue Pflanzen aus. Hier wächst ja sowieso nicht viel – Roggen und Kartoffeln und dann wieder dasselbe.*

*Im letzten Sommer war es ganz anders mit dem Essen. Da waren noch die Russkis da, die haben zu Tausenden in den Wäldern kampiert. Die Leute waren ganz böse auf sie. Sie haben ja auch geklaut und den Bauern das Vieh weggenommen. Im Tal unten war so eine Truppe. Uns Kinder hatten sie aber gern. Sie haben uns ihre Zelte gezeigt, und wir haben zu essen von ihnen bekommen, und oft viel. Sie mögen einiges vom inneren Fleisch nicht, und dann gab es zu Hause immer scheußlichen „Fleck“. Aber wir wurden satt. Mutti hat viel Schmalz von dem inneren Fleisch ausgelassen.*

*Die Russen saßen abends am Feuer und haben ganz sehnsüchtige Lieder gesungen. Das klingt so schön, und man ahnt ihre Heimat. Sie wollten heim, und im Herbst sind sie auch nach und nach zurück. Aber sie haben einiges mitgenommen. Von unseren Pirnaer Sachen wohl auch. Aber hier könnten wir ihnen nicht einmal ein Fahrrad zum Klauen anbieten. Wir sind arm geworden. Wie Kirchenmäuse, sagt Mutti.*

*Bei uns im Haus – wir haben zwei Zimmer in der Berufsschule zugewiesen gekriegt – hat eine 19-jährige, wohl sehr schöne Dame gewohnt. Sie hatte einen Freund, einen russischen Offizier, mit einem Motorrad, und damit sind sie immer weggefahren. Mutti hat ihr mal aus einem Laken aus unserer mitgeflüchteten Wäsche ein Kleid genäht. Damit sah sie wunderschön aus. Mein*

*jugendlicher Bruder war ganz hin. Ich durfte mal mit dem auf dem Motorrad mitfahren. Aber nur um den nächsten Wald und zurück. Er gab ziemlich an, aber er kann ja auch auf seine schöne Dame stolz sein.*

*Oben in der Burg sind seit dem Kriegsende immer Russkis einquartiert, auch heute noch. Sie haben da ihre ‚Kommandantura‘. Im letzten Sommer waren das wohl auch solche Soldaten, wie sie in unserer Gegend kampierten. Man sagte, das wären Kampftruppen aus Asien gewesen – „hinter dem Ural“. Die zu uns so nett waren. Viele hätten nicht lesen können. Da soll mal ein Russki zu einem Uhrmacher hier gekommen sein, der sollte ihm aus einem Wecker zwei Armbanduhren machen. Solche Witze gibt es jetzt viele.*

*Aber das stimmt: In die Burg hatte eine Dresdner Fabrik viele Kisten mit Abführpillen ausgelagert, die außen süß und weiß überzogen waren, innen aber bitter schmeckten. Da sie aber eine Weile lang wie Bonbons schmeckten, haben die Russkis sie gelutscht und dann früh genug ausgespuckt. Wenn sie zu lange gelutscht wurden, dann hatte das Folgen: Sie führten ab. In der Burg sollen viele solche angelutschte Pillen auf dem Boden herumliegen. Sagen die paar Deutschen, die da rein dürfen.*

*Wir kamen ja schon zwei Wochen vor Kriegsende hier an. Daher kannten wir schon einige Leute hier im Ort, als erst die Polen und danach die Russen kamen. Dann sah man kaum noch manche Frauen, die wir zuvor immer gesehen hatten. Mutti sagt, dass in dem Keller von unserem Haus eine Brikettwand hoch aufgestapelt war, und dahinter saßen einige. Weil sie Angst hatten. Die Männer haben aber auch Angst, aber das ist anders.*

*Die ersten Feindsoldaten sahen wir am Morgen des 9. Mai. Es war wohl schon Frieden, denn es flogen keine Flugzeuge mehr. Wir standen im Garten, hatten keine Angst mehr vor Schüssen von oben – aber da kam unten am Ort ein Motorrad mit zwei*

*Soldaten drauf um die Ecke. Der hinten drauf trug schräg über den Rücken ein langes Gewehr. Sie hatten ganz lange Soldatenmäntel an. Sie fuhren weiter, aber wir sind dann doch lieber wieder ins Haus gegangen – es war alles so fremd. Wir waren bange und unsicher. Es war ganz still, aus dem Ort kam kein Ton rüber. Alle warteten nur auf das, was sie noch nicht verstanden. Wir wussten nur aus dem Radio, dass nun Schluss war mit dem Krieg. Nachher am Vormittag kamen viele Autos und Pferdewagen die Talstrasse rauf. Die Tage davor waren immerzu kleine russische Ratas – einmotorige Jagdmaschinen – das Tal rauf und runter geflogen. Sie schossen auf die Leute auf der Strasse und sogar auf dem Feld. Dabei war es ein so schöner Frühling.*

*5. Februar*

*Ich bin allein zu Hause. Es ist morgens früh. Ich sitze dicht am Herd. Es gibt keine Kohle, aber es ist ja Winter. Die Küche ist recht kalt. Nachts schneit es meist, aber am Tag taut der Schnee dann schnell wieder weg. Wir können nur mit ganz dünnem Holz heizen, das wir im Herbst im Wald gesammelt haben. Das brennt schnell weg. Deshalb muss immer einer zu Hause sein und ständig nachlegen. Auch bei diesem Wetter müssen wir immer wieder raus und Holz sammeln. Eigentlich ist es ja nur Reisig.*

*Vati ist noch in seiner Werkstatt, die etwas hochtrabend Fabrik genannt wird. Da sitzen einige Männer und machen Schrauben. Vati schneidet dafür Gewinde ein, aber immer in Nachtschicht. Nachher kommt er heim, legt sich hier in die Küche aufs Sofa und wird schnarchen. Leicht ist das nicht für ihn. Ich kenne ihn von früher immer nur schnieke angezogen mit Bügelfalten, Papierkragen und Manschetten. Jetzt hat er nicht einmal richtige Sachen anzuziehen für diese Sorte Arbeit, und seine Schuhe sind immer ganz schmutzig. Er war immer so ete petete, und nun das. Er lacht nie mehr, er ist meist ganz still und in sich gekehrt. Er denkt und grübelt viel, und er lebt wohl sehr in seinen Erinne-*



rungen. Er hat Angst, was aus ihm werden soll. Wie er die Familie weiter durchbringen soll. Er verdient ja nichts mehr. Unser Geld muss wohl bald alle sein. Nun hat er wohl keine andere Wahl als diese Arbeit, aber er bringt sicher nicht viel Geld mit nach Hause. Vati ist so ganz anders geworden, man kommt gar nicht an ihn ran. Mutti und er beraten viel, das dürfen wir Kinder nicht hören, und wir müssen dann aus dem Zimmer gehen. Dabei hat Vati offenbar immer mehr Hunger als wir. Aber er hat ja die Arbeiterkarte.

Mutti sagt, er ist immer so bedrückt, weil er nicht mehr der Ernährer der Familie ist. Er hat mit dem Kriegsende seine Stellung verloren, die Berliner Wohnung ist ausgebrannt, und das Geld ist fast weg. Die Sparbücher sind gesperrt, und davon werden wir wohl nie etwas wieder sehen. Auch nach Pirna können wir nicht zurück – aber was hätten wir da auch schon verloren? Nun sitzen wir seit unserer kurzen ‚Flucht‘ schon bald ein Jahr in diesem Waldkaff. Und wir haben keine Hoffnung mehr, aber wo kann man auch neue Hoffnungen suchen?

Vati nimmt das alles sehr tragisch. Früher hatte immer alles seine richtige Ordnung, und nun ist aber auch alles aus den Fugen. Vati hat wohl keinen rechten Mut mehr für Neues. Er wirkt so gedemütigt und zerbrochen. Er sitzt oft ganz lange einfach da und starrt nur so vor sich hin, ganz ratlos. So ganz fern von uns. Und Mutti hat Angst um seine Gesundheit. Die war wohl nie so ganz. Aber nun fürchtet Mutti Schlimmes.

Das hat es früher nie gegeben: Seit einiger Zeit streiten sich beide, und oft ganz laut. Sie waren immer so lieb miteinander und auch zu uns. Vatis Güte war so schön. Wie ich vor zwei Jahren lange im Krankenhaus lag, da kam er jeden Tag abends lange zu mir. Er brachte mir immer schöne Bücher zu lesen, und seitdem schwärme ich davon, später noch unbekannte Gegenden in der Welt zu erforschen. Man müsste noch mal in der Zeit von Cook oder Humboldt leben und mit ihnen fahren können. Wir haben im

*Krankenhaus viel darüber gesprochen, und Vati hat immer versucht, neue Entdeckerbücher in der Stadtbibliothek zu finden. Durch Vati waren diese Wochen im Krankenhaus eigentlich eine ganz tolle Zeit. Aber jetzt ist er so ganz anders.*

*Wenn man doch nicht immer soviel Hunger haben müsste! Aber jetzt kommt Vati zur Tür rein.*

*6. Februar 1946*

*Der Winter ist trüb, es schneit, regnet und taut. Man muss zu Hause bleiben. Draußen macht es keinen Spaß, und wir haben auch nichts Rechtes anzuziehen.*

*Aber der letzte Sommer war wunderschön. Der Krieg war zu Ende, und nur die allererste Zeit im Flüchtlingslager war fies, laut und dreckig. Nie war man allein. Aber wir bekamen dann bald Wohnraum, wohl weil Vati behindert ist. Mutti hatte das wieder organisiert.*

*Es war noch nicht die Zeit, wo man sich Sorgen um das Essen machen musste. Viel gab es ja nicht, was man von der Lebensmittelkarte bekam. Aber damals war es leichter, nebenher etwas zu kriegen. Von den Russen. Außerdem haben Gerd und ich nachts geklaut. Hinter uns, den Hang rauf war ein Kürbisfeld, und wochenlang haben wir im Herbst Kürbisse in allen Größen organisiert und gegessen. Manchmal ist das Klauen ja auch schön – fast wie ein Abenteuer. Komisch, denn eigentlich hat man ja immer Angst dabei. Meist sind wir so um zehn Uhr abends los und kamen erst nach Mitternacht wieder. Man musste das dann alles selber tragen, denn einen Leiterwagen haben wir nicht, und so etwas kann man da auch nicht verwenden. Es muss ja heimlich bleiben. Sonst wissen alle Leute gleich Bescheid.*

*Wir haben im Herbst auch viele Kartoffeln und Kohlköpfe so aus den Feldern reingeholt. Die liegen nun unter unseren Betten im*

„Kinderzimmer“. Gerd und ich haben ein richtiges Doppelbett wie ein Ehepaar, das haben wir hier von einer Lehrerafrau bekommen. Im anderen Zimmer – es ist unsere Wohnküche – schlafen Vati und Mutti. Einer von ihnen muss nachts oft aufstehen und das Feuer in Gang halten.

Aber die Sommerwochen waren doch toll. Es gab bis Oktober keine Schule. Andere Kinder kannte ich kaum, und so bin ich allein losgezogen, jeden Tag und stundenlang. Das Erzgebirge ist so schön. So richtig wusste Mutti nie, wo ich war. Sonst hätte sie wohl Angst gehabt. Aber die Russkis waren so viele nur um den Ort herum, Vor dem Wald haben sie wohl Schiss. Vielleicht dürfen sie da auch nicht reingehen.

Da habe ich viele Pflanzen kennen gelernt. Mutti und Vati wissen da viel. Im Krieg hatten die Soldaten grüne und graue Büchsen, die trugen sie am Gürtel an der Seite. Da hatten sie ihre Gasmasken drin. In den Monaten nach Kriegsende lagen viele solche Büchsen im Wald, und in einer habe ich meine Pflanzen gesammelt. So war es eine Botanisiertrommel. In einer Scheune hatte noch im Krieg eine Papierfabrik viele Sorten Papier gestapelt; da haben alle geholt, was sie brauchen, auch zum Tauschen für Essen. Von dort habe ich viel Löschpapier, und dazwischen habe ich die Pflanzen gepresst und getrocknet. Danach habe ich Listen mit den bestimmten Pflanzen gemacht. Das wird ein Herbarium.

Das erste Mal einen Buchfink ganz nah auf einem Baum gesehen, während er singt. Und dann gibt es hier Steine, ganz verschiedene. Zuerst habe ich sie nur in den Bächen gesammelt. Aber einer aus dem Ort hat mir einen Hammer dafür geschenkt. Der ist ganz alt, der Hammer, aber spitz, und so kann man damit Steine aus dem Fels hauen und sie dann weiter aufspalten. Inzwischen ist da neben den Kartoffeln und Zuckerrüben unter unserem Bett auch eine Steinsammlung. Sie sind ganz verschiedenen und oft ganz bunt. Es muss schön sein, mehr darüber zu wissen. Mit einem Buch aus der Stadtbücherei suche ich immer

*nach den Namen, aber das ist nicht so leicht. Bei Blumen ist das klarer. Und Steine haben ja auch eine lange Geschichte – sie verändern sich mit der Zeit. Im Bach kann man das manchmal gut sehen. Diese Steine haben oft ein schönes und buntes Muster.*

*Es soll woanders auch Steine geben, die sind nicht einfach nur so mit dem Wasser den Bach heruntergekommen. Sie sind mit großen Gletschern und Eisblöcken vom Nordpol hierher gewandert. Wenn man Steine aufhaut, sehen sie innen oft ganz anders aus. Außen grau und hässlich, sind sie oft innen bunt, schwarz und weiß und rot. Manchmal glitzern sie von Glimmer. In dieser Gegend haben Leute früher solche Steine von tief unten aus Stollen hoch geholt. Da fanden sie Silber und andere Metalle. Dabei haben sie Pferde eingesetzt, und die haben nie das Tageslicht gesehen. Die sind immer im Kreis gelaufen, in einem Göpel, und damit haben sie die Steine nach oben gebracht. Oben haben sie die Steine dann heiß gemacht, und das flüssige Metall ist raus gelaufen. Damit macht man dann den Schmuck, und damit behängen sie die Damen. Steine sammeln macht Spaß, wenn man das alles so weiß.*

*Von Pirna aus waren wir ja ein paar Mal in die Sächsische Schweiz gefahren. Das war damals noch im Krieg. Dort gibt es ganz andere Steine als hier, rot und weich, und wenn man daran kratzt, kommt Sand rausgerieselt. Der Sandstein ist aber langweilig, er sieht immer gleich aus. Aber er macht große bunte Felsen, auf denen im Frieden Leute herumklettern sollen.*

*Immer so allein Steine und Pflanzen zu sammeln, das ist mit der Zeit langweilig. Andere Jungen machen so etwas nicht, da bleibt man einsam. Gerd und ich sammeln zusammen auch Briefmarken. Vati meint, die Marken könnten später einmal wertvoll werden. Da hat er ganz neue Töne, denn früher meinte er immer, Briefmarken sammelt man zum Spaß. Überhaupt galt es bei uns immer als unfein, viel über Geld zu reden. Das machten die Alten allein unter sich aus. Aber das ist jetzt anders. So sammeln wir*

*nun viele Marken. Unsere lieben Eltern kennen ja viele Leute überall und nirgendwo. So kommt da langsam ein schwunghafter Handel mit allen möglichen Namen in Gang, aber immer im Tausch. Von den meisten dieser Menschen hatten Gerd und ich früher nie etwas gehört. Vielleicht können wir beide ja später einmal ein schönes Haus von diesen Marken bauen. Aber schöner wäre es ja doch, wenn statt der Marken Butter oder Westzigaretten zum Tauschen mit der Post kämen.*

*Vati raucht ja. Er hatte früher so eine edle braune Zigarrentasche, die roch ganz schön. Da gingen vier Stück rein. Das war seine Tagesration. Die letzte qualmte er immer nach dem Abendbrot, im Sessel im Herrenzimmer, hinter seiner Tageszeitung. Eigentlich sah man von ihm dann nur die übereinander geschlagenen Beine mit den scharfen Bügelfalten und seine beiden Hände, jede mit einer Zeitungsseite und die linke Hand mit der rauchenden Zigarre. Die Zigarren hatte er in immer den gleichen Kisten im großen Schrank vom Herrenzimmer, im mittleren Fach hinter der rechten Tür. Alles hatte bei ihm seinen Platz und seine Ordnung. Es war auch immer der gleiche Zigarrenladen in der Leipziger Strasse, in dem es wunderschön roch. Der Laden war von Onkel Paul, und der hatte viel Geld. Wenn Vati kam, dann machte ein junger Ladenschwengel ihm mit einer Verbeugung die Tür auf. Das war Vatis Welt. Wenn die Zigarrenkisten leer waren, dann kriegten wir Kinder sie. In die flachen habe ich Vogelfedern auf den Boden und in den Deckel geklebt. Besonders schön war die Kiste mit den Federn vom Eichelhäher. Den hatten wir mal tot im Wald gefunden und ein Adler hatte ihn wohl verputzt.*

*Wir sollen heute wieder los, um unseren Hunger durch „Fechten“ bei den Bauern zu bekämpfen. Außer den Bauern, dem Rathaus und einigen so neuen Funktionären hat ja hier keiner so recht was zu beißen. Vati und Mutti bekommen mit ihrer Arbeiterkarte jeder täglich 350g Brot, 20g Zucker, 20g Nahrungsmittel,*